

„Wir wollen verführt werden“

Interview Valentin Groebner über die Macht des Porträts



Groebner, 53, ist Professor für Geschichte in Luzern. Im Sommer erschien sein Buch „Ich-Plakate. Eine Geschichte des Gesichts als Aufmerksamkeitsmaschine“ (S. Fischer Verlag).

SPIEGEL: Herr Professor Groebner, befriedigen Selfies ein zutiefst menschliches Bedürfnis?

Groebner: Das Bedürfnis ist vielleicht eher eine Frage: Wie sehe ich eigentlich aus für die anderen?

SPIEGEL: Auch Politiker twittern ihr Gesicht, wie Obama gleich nach seiner Wiederwahl zum Präsidenten der USA. Was ist das für eine Botschaft?

Groebner: Ein emotionales „Vertrau mir!“ Gesichter als Lockstoff für die Gefühle des Publikums begannen ihre Karriere in Großaufnahme auf Filmplakaten in den Zwanzigerjahren. Die Politik hat das sehr schnell für ihre Zwecke weiterbenutzt.

SPIEGEL: Ist die Liebe zum Porträt nicht fast so alt wie die Menschheit?

Groebner: Eigentlich sind wir Erben einer bilderskeptischen Kultur. Das christliche Mittelalter beginnt mit einer großen, systematischen Zerstörung von Bildern – sie galten als Simulakren, als böartige Täuschungen.

SPIEGEL: Aber zuvor hat es zahlreiche Bilder von Menschen gegeben.

Groebner: Ja, im öffentlichen Raum seit der Antike. Mit dem Erfolg des Christentums verschwanden sie. Die Kirchenväter waren überzeugt, dass in den Abbildungen Dämonen stecken.

SPIEGEL: Wann hat sich das geändert?

Groebner: Seit dem 12. Jahrhundert konnten Abbilder menschlicher Gesichter auch Medien des Wahren sein.

Bilder vom Antlitz Christi – ursprünglich eine byzantinische Erfindung – begannen im Westen zu zirkulieren: Bilder, die eben keine Täuschungen waren, sondern echt.

SPIEGEL: Für den Museumsbesucher beginnt die Porträtmalerei mit den Gesichtern von Cranach, von Holbein und Dürer, die ihrem Betrachter das Gefühl geben: Hier sitzt ein Mensch. So, wie er war. Wie kam es dazu?

Groebner: Im 15. Jahrhundert wird etwas wiederentdeckt, was die Antike schon gekannt haben muss: das Bild, das dem Betrachter mit den Augen folgt. Aus jedem Winkel der Betrachtung hat man das Gefühl: Dieser Mensch schaut mich an. Die neue Ölmalerei vermittelte dem Betrachter außerdem den verführerischen Effekt von Lebendigkeit. Doch „ad vivum“ meinte auch damals nicht, dass jemand „nach dem Leben“, also getreu der Wirklichkeit, gemalt war, sondern: mit der höchstmöglichen Präsenz.

SPIEGEL: Von der Illusion des Lebendigen, Echten lebt heute die Fotografie.

Groebner: Ja, da ist etwas, das wir glauben wollen, obwohl jede Erfahrung dem widerspricht – nicht nur unser Erschrecken angesichts unserer eigenen Selfies, sondern beispielsweise auch die Kriminalistik: Von Anfang an war die Verbrecherfahndung mithilfe von Porträtaufnahmen eher enttäuschend. Das überrascht eigentlich nicht: Nirgends im Körper sind so viele Muskeln versammelt wie im Gesicht. Nicht nur, dass wir es willentlich extrem verändern können – es funktioniert als Kommunikationsschnittstelle ja überhaupt nur, weil es beweglich ist. Dass ausgerechnet die Abbildung eines stillgestellten Gesichts die Wahrheit über eine Person ausdrücken soll, ist eine verbreitete, aber absurde Vorstellung.

SPIEGEL: Warum ist sie so hartnäckig?

Groebner: Sie steht wohl für einen sehr alten Wunsch: Wir wollen an diese Bilder glauben. Wir möchten verführt und von ihnen angeschaut werden. Damit stecken wir in jener magischen, emotionalen Tradition, die mit den frommen Andachtsbildern vor 800 Jahren begonnen hat. Das ist ja auch in Ordnung: die Werber als Nachfolger der raffinierten Bilderzauberer von früher. Es soll mir bitte nur niemand erzählen, wir lebten in einer aufgeklärten, nüchternen und entzauberten Welt.

Interview: Elke Schmitter

der eigene Bekanntenkreis, den man über WhatsApp oder Facebook auf dem Laufenden hält. Trotzdem führen viele Menschen ein totales Dasein im Digitalen, sie leben mit dem Smartphone in der Hand und dem Blick auf das Display. Sie funktionieren mehr und mehr über ihre Augen.

Die kanadische Künstlerin Melanie Gilligan hat einen kleinen Science-Fiction-Film gedreht, der davon handelt, dass man übers Internet bald nicht mehr nur Bilder, sondern ebenso Gefühle und Berührungen teilen kann. Klingt kurios, soll aber nur verdeutlichen, wie surreal unser Leben jetzt schon ist. Zu sehen ist der Film in einer Schau des Frankfurter Kunstvereins, die sich mit dem Körper in der digitalen Gegenwart befasst und nach Sinn und Sinnlichkeit in diesem Zeitalter fragt. Wir lebten rundum computergestützt, wir seien selbst halbe Maschinen, so lautet die These dieser Schau, und auch die Künstlerin Gilligan ist der Meinung, dass Smartphones oder Tablets längst „unser Bewusstsein, unser Verhalten, unsere Körper formen“.

Das mag bedenklich und auch zutreffend sein, an manchen Orten in dieser Welt wird es aber eher gefährlich, wenn einem die Geräte abgenommen werden, wenn man sich nicht mehr in Echtzeit und auf

Die Amerikanerin Sandra Bland wurde tot in ihrer Zelle gefunden. Im Netz wird ihres Lächelns gedacht.

eine fast dokumentarische Weise zeigen kann. Für einen Künstler und Regimekritiker wie Ai Weiwei bedeutet die tägliche Präsenz auf Instagram auch einen Schutz; schon einmal hat der chinesische Staat ihn weggesperrt und versucht, ihn aus dem öffentlichen Gedächtnis zu tilgen.

Auf den Selfies, die die junge Amerikanerin Sandra Bland von sich machte, wirkt sie so, wie man sich auf diesen Bildern meistens darstellt: fröhlich. Dass sie gerade einen Job an einer texanischen Universität bekommen hatte, dürfte ein echter Grund zur Freude gewesen sein. Dann aber stieg sie an einem Tag im Juli ins Auto, sie vergaß zu blinken, die Polizei hielt sie an, die dunkelhäutige Frau landete im Gefängnis. Drei Tage später war sie tot, man hatte sie aufgehängt in ihrer Zelle gefunden. Die texanischen Behörden sprachen von Selbstmord, ihre Familie bezweifelt diesen.

Im Internet lebt auch sie weiter. Verschiedene Gruppen haben ihr zu Ehren eigene Seiten eingerichtet. In Sandra Blands Namen und unter einem ihrer Selfies, auf dem sie die Zukunft anzulächeln scheint, werden Links gegen Rassismus geteilt. Vielen Personen gefällt das.

Ulrike Knöfel